2. September 1934 — Beilage zum Posener Tageblatt — Nummer 198

In freier Stunde

Drei Häuser

Roman von Hans-Caspar v. Zobeltitz

(2. Fortsetzung)

In sein Atelier ging Hermann. Da war er am ungestörtesten. Er zündete die fast taghelle Bogenlampe an und warf sich auf die Chaiselongue. An die Decke starrte er, in all das gleichmäßige Weiß. Weh tat das den Augen, aber der Schmerz tat gut.

Hier hatte Carla ihm gesessen. Hier hatte er sie gemalt. Dies feine, gerade, gutgezeichnete Profil hatte ihn gereizt. Dies blaßblonde Haar über dem blassen Gesicht. Die schweren Zöpfe, die wie eine Krone über der hohen Stirn lagen, durch die blaue Aederchen von der Nasenwurzel zum Haaransatz liefen. Alles war Ton in Ton. Nur das Blau der Augen war einen Stich zu dunkel; es spielte manchmal fast ins Schwarze.

Da stand nun das Bild immer noch auf der Staffelei. Weil am Kleid noch etwas zu ändern war, sie wollte alles und jedes ja so korrekt haben. Er sah hinüber. Das Bild war gut. Vielleicht das einzig gute im ganzen Raum. Auf jeden Fall sein Bestes.

Wie er sie malte, hatte ihn Carla noch verstanden. Wußte, daß er in Kittel oder Schürze laufen mußte. Hatte wohl einmal darüber gescherzt, aber ihn nie gehänselt. Auch lachen hatte sie gekonnt. Hatte Freude gehabt, daß ihm das Bild gelang. Hatte verständig kritisiert, hatte klug geraten. Freundschaftlich. Bis es plötzlich über sie kam und sie sich küßten. Hatte sie angefangen oder er? Er wußte es nicht; er wußte nur, daß sie dann fortgelaufen war, schnell, plötzlich, aber lachend. Froh. Und daß er gar nicht hatte lachen können, gar nicht froh sein, daß ihm das Herz sehr, sehr schwer war, als er zum Falkenberg-Hause ging, um ihre Hand zu bitten. Aus Pflichtgefühl heraus. Die gute Erziehung mahnte. Die verfluchte gute Erziehung.

Aber schön war dies Gesicht dort. Schön, edel, wie ein gutgezogenes Pferd.

Trotzdem: alles war Zwang gewesen. Unnatur. Gut, daß jetzt ein Ende wurde. Nur eins wußte er, nachdem er dies Bild gemalt: er konnte etwas. Das war keine Stümperei, wenn auch noch das Leben fehlte, das Letzte, das Lebendige. Das fehlte aber eben auch in dem Modell, in Carla. Nichts pulste da. Kein Funken war da, der zünden konnte. Ja, sie hatte wieder geküßt, jenes erstemal, aber nur damals, sonst nie wieder. Kalt war sie, schneidend kalt, oft lieblos.

Weg mußte er von hier. Weg aus ihrer Nähe, aus der Unerträglichkeit der Atmosphäre, die nun in der Josephinenstraße wehen würde. Weg aus dem Zwang der Fabrik. Eine Freiheit mußte die andere bringen. Ein Abmachen war's. Nach München würde er gehen. Und malen — malen.

Er streckte die Arme weit aus, griff nach einem Kissen und schob es sich unter den Kopf. Was er lange nicht gespürt, fühlte er wieder: Kraft, Wollen. Die Freiheit würde ihm beides bringen, wiederbringen.

•

Die Tür wurde aufgerissen. Ruth stürmte herein.

„Also hier bist du! Hierher hast du dich verkrochen. In dein ureigenstes Reich. Ich dachte schon, du wärst in Vaters Laboratorium gegangen und hättest am Giftschrank genascht."

Hermann rührte sich nicht. Lang ausgestreckt blieb er liegen und starrte weiter zur Decke. Also Ruth wußte alles schon. Mutter hatte es ihr berichtet. Natürlich.

„Vater ist eben angekommen. Du willst ihn doch sicher sprechen, Verehrtester?"

„Nein!" Kurz und schroff klang es.

„So — nein. Der Herr Sohn wird nicht zum Herrn Papa gehen und bitten, daß er den angerichteten Schaden wieder repariere. Der Sohn hat wohl Angst?"

„Schweig, Ruth!"

„Ach was, ich kann reden, was ich will." Sie machte ein paar Schritte vorwärts und wandte sich Carlas Bild zu; einen tiefen Knix machte sie. „Guten Abend, schöne Schwägerin, ich soll dir von meinem Bruder bestellen . . ."

Jach sprang Hermann auf. Dicht neben die Schwester trat er. „Sei still, Ruth. Wenn du dich albern wie ein Backfisch benehmen willst, geh in deine Stube. Hier bin ich zu Hause, und mir ist, weiß Gott, nicht zum Scherzen zumut."

Nun wandte sie sich ihm zu. Ihr Gesicht wechselte den Ausdruck. Die schmalen Lippen schoben sich noch mehr zusammen, die dunklen, braunen Augen weiteten sich etwas und wurden lichter, heller; über dem schmalen Nasenrücken kräuselten sich ein paar Querfalten auf der Stirn.

„Glaubst du, daß mir zum Lachen zumut ist, Hermann? Glaubst du das? Nein, mein Lieber. Heulen möchte ich. Heulen vor Scham über diesen Schlappstiebel von Bruder, den ich habe, diesen Waschlappen, diesen Feigling."

„Ruth!"

„Jawohl, Feigling. Und wenn du tausendmal drei Kriegsorden trägst. Rückst vor einem jungen Mädel aus. Wagst ihr nicht einmal selbst ins Gesicht zu sagen, daß du sie nicht mehr willst. Pfui Deibel."

„Ich habe meine Gründe."

„D e i n e Gründe. D e i n e! Das kann ich mir denken. Aber an u n s denkst du nicht. Denkst nicht daran, was Carla sagt, ob sie leiden wird. Ach, sie kann ja froh sein, daß sie dich los wird. Du bist ihrer

gar nicht wert. Viel zu gut ist sie für dich, sie und die ganzen Falkenbergs. Und wir? Hast du an uns gedacht? Was wird aus uns? Können wir überhaupt noch ohne Scham über die Josephinenstraße gehen? Kann ich überhaupt noch ihr Haus betreten? Du schämst dich nicht. Du hast ja deine Gründe. Deine berühmten Gründe. Aber ich — ich schäme mich zu Tode." Sie wandte sich dem Bilde zu. „Ja, Carla — ich schäme mich für meinen Bruder. Sag's allen, sag's deinen Eltern, sag's Anna, sag's auch Christoph, jawohl, sag's auch ihm; verstehst du?" Einen Augenblick schwieg sie. Hermann sah, daß ihre Schultern zitterten. Er war voll Zorn über die Schmähungen der Schwester gewesen. Nun ebbte alles Laute, Häßliche in ihm zurück.

„Können wir nicht einmal in Ruhe reden, Ruth."

Da geschah etwas, das er nicht erwartet. Quer durch das Atelier lief die Schwester und ließ sich in der äußersten Ecke in einen tiefen Stuhl fallen. Die Hände schlug sie vor's Gesicht. „Ich laß mir meine Freundschaften nicht nehmen. Ich halte zu Falkenbergs. Du hast Schuld. Nur du. Nur du!" Dann sprang sie schon wieder auf, stellte sich dicht vor ihn hin: „Hassen könnte ich dich. Verachten könnte ich dich elenden Feigling." Und lief aus dem Zimmer.

Alles blieb ruhig in Hermann. Ihm war, als hätte er nichts gehört. Nur daß in ihren Augen Tränen standen, hatte er gesehen.

„Arme, kleine Ruth," sagte er.

II.

Der Geheime Hofrat, Herr Conrad Kähl, ging durch sein Hotel.

Diese Inspektionsgänge des Wirts waren beim Personal nicht beliebt. Vom Empfangschef bis zum Hilfszimmermädchen, vom Küchenchef bis zum letzten Küchenjungen fürchtete man sie. Jeder Angestellte zuckte leicht zusammen, wenn unvermutet, unangemeldet, vorher nicht gehört der Herr des Hauses erschien. Ganz rein waren die Gewissen selten, und Conrad Kähl hatte eine besondere Gabe, gemachte Fehler und unbeseitigte oder vertuschte Schäden zu entdecken. Die Herren Direktoren und Geschäftsführer hielten die Gänge für höchst überflüssig, außerdem nicht für würdig: ein Mann vom Ruf Conrad Kähls brauchte sich in seinem Betrieb nicht um Kleinigkeiten zu kümmern, dafür hatte er seine Organe.

Conrad Kähl war anderer Meinung. „Wirt bleibt Wirt," sagte er, „gleich, ob das Haus zwanzig oder sechshundert Betten hat, gleich, ob am Abend vierzig oder zweitausend Menschen an seinem Tisch sitzen. Das Auge des Herrn macht das Vieh fett, heißt es beim Grafen Falkenberg-Golmitz. Bei mir ist's nicht anders."

Im Union-Hotel war es noch ruhig. Kähls Gäste waren nur Frühaufsteher, wenn der Eisenbahnfahrplan sie zwang. Um acht Uhr lag die Halle leer da, im Speisesaal deckten die Kellner an der Fensterseite nach dem Gartenhof einige Tische; die meisten Herrschaften frühstückten ja auf ihren Zimmern. Langsam schritt Conrad Kähl durch den hohen hellen Raum, blickte zu dem Bilde Kaiser Wilhelms II. auf, das auf der Mitte der Längswand gegenüber der Fensterfront hing; es stellte den vertriebenen Herrscher als Admiral dar, der Kaiser war einst selbst im Hotel erschienen und hatte es sich angesehen, hatte gefragt, warum Kähl die Marineuniform gewählt hätte. „Weil meine Beziehungen über die Meere gehen," hatte er geantwortet. Es war der Tag, an dem Kähl zum Geheimen Hofrat ernannt worden war, und er gedachte gern dieses Tages. Er ließ auch nach der Revolution das Bild an seinem Platz; mochte fortbleiben, wem es nicht paßte, unter ihm zu essen. Er war Monarchist und machte kein Hehl daraus. Leicht grüßte er zu dem Bilde hinüber. Dann aber winkte er dem Herrn im dunklen Rock, der im Saal die Oberaufsicht führte; er wies auf einen Tisch; das Tafeltuch war nicht ganz einwandfrei, ein winziges Fleckchen zeigte es. „Umwechseln," sagte Kähl kurz.

Er wandte sich und ging den langen Gang zur Halle zurück, schritt die breite Treppe zum ersten Stock hinauf. Im Flur, an dem die Zimmer lagen, die nach den ‚Linden' hinaus sahen, blieb er stehen; er beobachtete das Spiel der dreifarbigen elektrischen Birnen über den Türen, mit denen die Gäste das Personal riefen. Zimmermädchen und Diener eilten. Kähl ging zum Fahrstuhl, fuhr zum dritten Geschoß, suchte die Wäschebeschließerin in der Etage. Sie mußte ihn in die Leinenkammer führen, die Schränke öffnen und Rechenschaft über ihre Bestände an Laken, Bezügen, Handtüchtern und Wischzeug ablegen.

Dann stieg Conrad Kähl wieder die Treppen hinab, sein Auge glitt prüfend über Stufenbelag und Fußböden. Unten stand er eine Weile an dem Empfangstisch, ließ sich über den Gästeeingang berichten. Nun erst betrat er sein Privatkontor. „Mein Morgenspaziergang ist beendet," sagte er vor sich hin. „Die Arbeit mag beginnen."

Es war ein großer, behaglich ausgestatteter Raum, in der Mitte zwischen Speisesaal und Halle gelegen, der Gang zu den Küchen führte an ihm vorbei, war aber durch gepolsterte Doppeltüren von ihm getrennt. Ein Schreibtisch riesigen Formats stand am Fenster, auf ihm lag ein Berg eingelaufener Post. Um einen runden Eichentisch waren vier Klubsessel verteilt. Bücherregale und Zeitschriftenständer füllten die Wände. Das Arbeitszimmer eines Mannes von Welt. Das Herz des Union-Hotels.

Nebenan lag ein zweiter kleiner Raum mit Bett, Waschtisch und Kleiderschränken. Conrad Kähl hielt auf tadellosen Anzug, mußte oft am Tage die Garderobe wechseln: der Nachmittag forderte einen dunklen Rock, der Abend Rauchjacke oder Frack. Der Wirt mußte sich seinen Gästen anpassen, ja der Bestgekleidete unter ihnen sein. Das war Kähls Grundsatz. Sein Schneider hatte immer für ihn zu tun.

Nur nach ganz besonders arbeitsreichen Tagen übernachtete Kähl im Hotel oder wenn es einmal sehr spät geworden war. Er tat es aber nicht gern. Er fuhr lieber in sein Haus in der Josephinenstraße, freute sich, wenn er Lisa noch wach fand und mit ihr einen Abendschwatz machen konnte. Er liebte seine Tochter über alles, verwöhnte sie, litt darunter, daß er sie so selten und so kurz sah, wenn sie auch fast täglich im Hotel vorsprach. Aber das waren doch immer nur Stippvisiten. Auf den Gedanken, daß Lisa ihm im Hotel helfen könne, war er nie gekommen; so sehr er seinen Beruf hochhielt, für sein Mädel schien ihm der Hotelbetrieb nicht gut genug. Früher hatte er auf Fritz gehofft, hatte gedacht, im Sohn einen Nachfolger zu haben. Aber der hatte von der Gymnasiastenzeit an nur chemische Interessen gehabt; die Zimmersche Nachbarschaft hatte abgefärbt, besonders da Paul von Zimmer an Fritz von jeher einen Narren gefressen hatte. Einmal war die Hoffnung, Fritz zum alten Kählschen Gastwirtsberuf zurückzuführen, wieder in Conrad Kähl aufgeflackert, damals, als der Sohn sich mit Margot Latour, der Tochter aus dem Luzerner Edenhotel, verlobte. Damals hatte Conrad gedacht, die Schwiegertochter, die so ganz Hotelkind war, würde ihm den Sohn wieder zuführen. Es war ein Irrtum: Fritz blieb im Laboratorium und mied weiter Küche und Keller. Das war der stille Schmerz in Conrad Kähls Leben. Die Erfolge des Sohnes im anderen Beruf machten ihm dessen Fahnenflucht nicht wett.

(Fortsetzung folgt)

Der Flug in das Glück

Novelle von Andreas Polher.

Ich stand auf dem Balkon meines Hotelzimmers und starrte in die Tropennacht. Von den Kordilleren blies ein heißer, trockener Wind. Dumpf roch es nach Asche und Schwefel; die Vulkane Poas und Irazu waren seit einigen Tagen wieder in Tätigkeit. Die lärmerfüllte Stadt San José lag wie ausgestorben zu meinen Füßen. Ich blickte auf das leuchtende Zifferblatt meiner Armbanduhr; es war Zeit zum Schlafengehen.

Bevor ich in mein Zimmer ging, schritt ich zur Nachbartür und rief leise: „Ashville!" Ich erhielt keine Antwort. Die Tür nach dem Balkon stand weit offen. Hinter dem dichten, grünen Netz hörte ich das regelmäßige Atmen meines Kameraden. Ich wußte, Ashville brauchte sich nur ins Bett zu legen, und schon befand er sich in Morpheus Reich. Mit einem leisen Gefühl des Neides betrat ich mein Zimmer. Ohne Licht zu machen, begann ich mich zu entkleiden. Ich schlüpfte in den Pyjama und war gerade dabei, das Moskitonetz aufzuklappen, als ein leises Klopfen mich auffahren ließ. Ich eilte an die Tür und schloß sie auf. Vor mir stand, trotz der vorgerückten Stunde, im tadellosem weißen Sakko der Gerante des Hotels.

„Entschuldigen Sie, Senor," sagte er sichtlich verlegen. „Eine Dame wünscht Sie dringend zu sprechen."

Er sah wohl meine Verblüffung, darum fügte er hinzu, gleichsam als Entschuldigung: „Es ist Senorita Valdanez."

Es war drei Uhr morgens. Ashville und ich befanden uns erst seit vierundzwanzig Stunden in Costaricas Hauptstadt, und ich konnte mich nicht entsinnen, einem Fräulein Valdanez jemals begegnet zu sein. Trotzdem kleidete ich mich rasch an und folgte dem Gerante.

In der spärlich erleuchteten Hotelhalle saß in einem tiefen Klubsessel eine Dame. Bei unserem Nahen erhob sie sich. Mein Begleiter zog sich diskret zurück.

„Senor Hartmann?" fragte die Fremde. Sie stand jetzt im Scheine der kleinen Wandlampe.

Ich verneigte mich und sah in das Gesicht der Besucherin. Das junge Mädchen war von einer eigenartigen Schönheit. Es erinnerte mich an ein Gemälde von Velasquez, das ich einst im Prado-Museum gesehen hatte.

„Senor," begann die Fremde, als wir Platz genommen hatten, „ich komme zu einer etwas ungewohnten Stunde. Aber es ist jetzt nicht Zeit, um mich zu entschuldigen."

Sie verstummte, als wollte sie mir Gelegenheit zu einer Erwiderung geben. Doch ich schwieg und wartete nur mit einem mir unerklärlichen Wohlgefühl auf das Erklingen der weichen, melodischen Stimme.

„Senor, wollen Sie mich mit Ihrem Flugzeug nach Florida bringen?" fragte jetzt die Stimme.

Und ich hörte mich antworten: „Gerne, wenn Sie es wünschen."

Es war, als ob ich der Wirklichkeit völlig entrückte. Nie hätte ich sonst meinem Gegenüber diese Antwort zu erteilen vermocht. Und dazu noch, ohne Ashville vorher gesprochen zu haben. Das Flugzeug war unser beider Eigentum. Wir kamen aus Denver, und zwar über Mexiko und die kleinen mittelamerikanischen Staaten, unser Ziel war Columbien. Ich aber versprach diesem jungen Mädchen, das ich seit drei Minuten kannte, mit ihm nach Florida zu fliegen. Eine Strecke, die über die Höhen der Kordilleren und das Karibische Meer führte.

„Wann wünschen Sie zu starten?"

Sie sagte: „Jetzt gleich."

Ich erwiderte: „Bitte, gedulden Sie sich noch ein wenig. Ich gehe und wecke meinen Kameraden."

Ashville war gleich wach, er blickte mich erstaunt an. „Andy, du hast zuviel Whisky getrunken," meinte er tadelnd.

Statt einer Antwort reichte ich ihm die Beinkleider. „Auf, du Schlafmütze!"

Während er sich ankleidete, murmelte er ein dutzendmal: „Verrückt, vollkommen verrückt!"

Zehn Minuten später standen wir unten in der Hotelhalle.

„Das ist Charlie Ashville, ein famoser Pilot und der beste aller Kameraden!" sagte ich.

Trotz dieses Kompliments fand Ashville die Idee, mit einem schönen Mädchen nach Florida zu fliegen, anstatt in Columbien Gold zu suchen, nach wie vor absurd. Dann begann Senorita Valdanez zu sprechen, und ich sah, wie sie in ihre Handtasche griff und mehrere Bündel Banknoten auf den Tisch legte. Ashville überlegte nur kurz, dann griff er nach den Scheinen und ließ sie mit einer eleganten Geste in seiner Tasche verschwinden. Später erzählte er mir, daß Fräulein Valdanez uns für die Fahrt fünftausend Colon bezahlte.

Das Flugzeug rollte über das trockene Gras. Während wir so schnell stiegen, wie es möglich war, wandte Charlie das Flugzeug in einer scharfen Kurve nach Norden.

Eine halbe Stunde verging, das eintönige Knattern des Motors war das einzige Geräusch in der erhabenen Stille. Der Tag kam ohne Uebergang heran. Unter uns lag ein aus Palmen, Baumfarnen und anderen tropischen Gewächsen bestehender Wald, der fast zum Kamm der Berge emporstieg. Wir mußten höher hinauf. Immer höher. Bald sahen wir deutlich den dampfspeienden Poas, und östlich den noch gewaltigeren Irazu. Im Nordwesten lag scheinbar friedlich Tenorio, der dritte der Vulkane.

Ich wandte mich um, und mein Blick suchte unsere Passagierin. Sie saß fast regungslos in ihrem Sitz. Das von der Fliegerkappe umrahmte Gesicht zeigte jetzt das zarte Braun der reinblütigen Romanin. Und wieder mußte ich an die spanische Hofdame von Velasques denken.

Der Höhenmesser wies beinahe 4000 Meter auf, als wir den Berg überflogen. Jenseits des Kammes zogen sich lichte Savannengehölze bis an den Tropenwald hin. Wir flogen jetzt ziemlich tief. Unweit der nicaraguanischen Grenze erreichten wir das Meer. Wir nahmen Kurs nördlich auf Kuba. Es herrschte trübes Wetter, doch das Meer war ruhig. Das Gefühl der absoluten Sicherheit hatte uns bisher für keinen Augenblick verlassen. Aber bald sollte uns klar werden, daß wir ein Spielball im großen Weltall waren.

Im Verlauf weniger Minuten verwandelte sich der Himmel in ein endloses, düster schwarzes Tuch, in das Riesenblitze immer wieder glühende Zacken rissen. Wir mußten wieder höher. Endlich lag das Gewitter unter uns.

In rasender Geschwindigkeit wurde der Betriebsstoff gewechselt, denn unser Benzol war wegen der Gefahr des Erfrierens nicht zu verwenden. Erst als die gegen Kälte unempfindliche Spezialmischung in den Vergaser floß, atmeten wir wieder leichter. Das Unwetter unter uns tobte unverändert und befahl, die Höhe einzuhalten. Die Luft war mit Elektrizität geladen. Propeller und Tragflächen umhüllte gespenstisch ein bläulich phosphoreszierender Schein.

Ashville saß unentwegt am Hauptsteuer, während ich das zweite Steuer bediente. Mit wachsender Unruhe verfolgten wir den Verlauf des Gewitters; die fünfzig Liter Spezialmischung, die uns noch übrigblieben, reichten für eine knappe halbe Stunde. Plötzlich horchte ich auf. Das Dröhnen des Motors hatte sich verändert. Von einer jähen Erkenntnis erfaßt, beugte ich mich zu Ashville und brüllte: „An der Maschine ist etwas kaputt!"

Ashville nickte nur; er hatte die Veränderung bereits bemerkt. Bald wußte wir, was los war: die eine Zündkerze war verrußt. An einen Austausch war nicht zu denken. Da nur noch fünf Zylinder des Motors funktionierten, mußten wir ständig mit Vollgas fliegen, hatten aber ein Drittel unserer Geschwindigkeit eingebüßt. Wenn alles gut ging, reichte unser Brennstoff bis zur Küste Kubas.

Aber — — — er reichte nicht. Nach dem Gewitter hatten wir mit einem äußerst heftigen Gegenwind zu kämpfen, der das Vorwärtskommen des Flugzeugs stark behinderte. Wir befanden uns irgendwo auf der Höhe von Jamaica, und die Küste von Kuba lag vielleicht zweihundert Meilen entfernt. Es war die Frage weniger Minuten, wann wir mit unserem Landflugzeug auf dem nassen Element notlanden mußten. Und dann kam der große Moment. Ashville setzte mit meisterhafter Bravour die Maschine auf den bewegten Ozean. Unsere Kabine füllte sich sofort bis zur Kniehöhe mit Wasser. Uns alle durchfuhr es: wird die Maschine sinken? Nein, sie sank nicht. Man hatte uns ja die Schwimmfähigkeit des Apparates für zwanzig Stunden garantiert. Meine Sorge galt vor allem der jungen Dame. Sie benahm sich tapfer. Nur einmal entfuhr es ihren Lippen: „Nun ist alles verloren . . ." Erst später sollte ich den Sinn dieser Worte erfahren.

Meterhohe Wellen schaukelten unser einst so stolzes Flugzeug nach Belieben. Trotz der gefährlichen Lage waren wir vorläufig noch voller Zuversicht. Die Küste war nach unseren Berechnungen, welche, wie sich später herausstellte, auch stimmten, nicht allzu entfernt. Wir lagen in dem Kurs der Dampfer, die zwischen Santiago de Cuba und Cienfuegos verkehrten.

Die Nacht kam, und wir saßen in einer Stockfinsternis. Ashville blieb vorne im Pilotensitz, während ich im Mittelteil der Kabine bei der Unbekannten Platz nahm. Ein eiskalter, nadeldünner Regen fiel. Ich hörte das Zähneklappern unserer Begleiterin. Ihre Füße steckten in Schlingen, die ich für diesen Zweck errichtet hatte, denn die Kabine bedeckte in Meterhöhe Wasser. Man vernahm nur das Rauschen der Wellen. Ich brach die drückende Stille:

„Nicht ohne Romantik, unsere Lage! Sie werden mit Ihrer Reiseschilderung in Miami bestimmt Aufsehen erregen. Oder wollen Sie nach Palm-Beach? Der Ort ist, glaube ich, exklusiver."

Sie ging auf den leichten Ton nicht ein. Ich versuchte, sie zu trösten: „Seien Sie ohne Sorge, wir werden morgen bestimmt gerettet. Hier sind die Dampfer häufiger als in San José der Autobus."

„Es ist ja alles so gleichgültig. Ich komme doch zu spät . . .“ sagte sie müde.

Und allmählich erfuhr ich ihre Geschichte: Mercedes Valdanez y Sarvedra war die Tochter eines reichen Plantagenbesitzers. Ihr Vater war in die Hände eines gewissenlosen amerikanischen Industrieritters geraten. Der Mann hatte Betriebsdokumente in Händen, die für den alten Valdanez von wesentlicher Bedeutung waren. In Besitz seines Gegners konnten die Papiere ihn vernichten, falls es Mercedes nicht gelang, dem Rivalen zuvorzukommen. Der Amerikaner, er hieß O'Grady, hatte mit seiner schnellen Privatjacht „Albany VII“ vierundzwanzig Stunden vor uns den Hafen von Limon verlassen und war jetzt unterwegs nach den Vereinigten Staaten. Im Hintergrund dieser Affäre vermutete Mercedes die United Fruit Co., die mächtige Bananengesellschaft, die in Costarica großen politischen Einfluß besaß, und die seit langem das Unternehmen von Mercedes' Vater zu „schlucken“ versuchte. Landgsam, in abgerissenen Sätzen, berichtete mir dies unsere Begleiterin. Und wieder versuchte ich sie zu überzeugen, daß man uns am folgenden Tage bestimmt auffischen würde.

„Es ist bereits zu spät,“ antwortete Mercedes ruhig. „Albany VII“ ereicht morgen die amerikanische Küste.“ Nach einem kurzen Schweigen setzte sie fort: „Es tut mir leid, Sie in dieses Abenteuer gerissen zu haben. Ihr Flugzeug ist verloren, und ich werde Ihnen den Schaden kaum ersetzen können. Mein Vater zählt heute noch zu den reichsten Leuten von Costarica; übermorgen ist er vielleicht ein armer Mann.“

Gleich darauf schlief sie ein, ihr Kopf sank auf meine Schulter. Ich wagte nicht, mich zu rühren. — Auch der nächste Tag war düster und grau, und noch immer fiel der dünne Regen. Natürlich lugten wir häufig hinaus in der Hoffnung, das rettende Schiff endlich zu erblicken. Aber trotz des ausgezeichneten Fernglases reichte die Sicht kaum über zwei Meilen, und außer den schäumenden, schmutziggrünen Wellen war nichts zu erspähen.

Manchmal wurde ich ganz unerwartet für lange Augenblicke von einer bohrenden Angst erfaßt. Ich sah bereits das Flugzeug von den Wellen zerdrückt und in die Tiefe gezogen. Wie gefangene Mäuse mußten wir dann ertrinken.

Unsere Befürchtung, das Flugzeug werde nach den von den Erbauern garantierten zwanzig Stunden sinken, traf zum Glück nicht ein. Doch es rächte sich jetzt bitter, daß der Apparat keine Radioanlage besaß.

Es wurde abermals Nacht, ohne daß wir ein Schiff gesichtet hatten. Der dritte Tag kam, und es regnete noch immer. Ashville litt stark unter Hunger, und wir alle hatten Durst. Mit aufgesperrten Mündern trachteten wir, das Regenwasser aufzufangen.

Abends hatte Mercedes hohes Fieber und begann zu phantasieren. Ich versuchte, mit einem kleinen Wattebausch den Niederschlag von den Kabinenwänden aufzusaugen — und benetzte damit die trockenen Lippen der Kranken. In dieser dritten Nacht schloß ich kein Auge.

Am nächsten Morgen erblickte ich, als ich mich aus dem Flugzeug beugte, ein Schiff. Ich dachte zu träumen. Aber nein, auch Ashville sah den Dampfer. Nur wenige Meilen entfernt fuhr er. Mit neuen Kräften erfüllt und wie elektrisiert sprangen wir auf. Ich wurde von Ashville an den Beinen festgehalten, während ich mich mit dem Oberkörper aus dem Flugzeug stemmte. Wir hatten an einem langen Rohr eine kleine Fahne befestigt, und mit ihr winkte ich verzweifelt. Allmählich wurden meine Bewegungen langsamer — und das fremde Schiff immer kleiner. Es hatte uns nicht bemerkt.

An diesem Tage sprachen wir kaum ein Wort. Mercedes' Fieber war etwas gesunken, doch sie fühlte sich äußerst schwach. Die folgende Nacht war die schlimmste. Trotz der Müdigkeit schlief ich nur wenig. Der Durst brachte mich dem Irrsinn nahe. Im Geiste sah ich riesige Krüge mit herrlicher Zitronenlimonade vor mir. Griff ich nach ihnen, dann verwandelten sie sich in Nichts.

Als ich am nächsten Morgen nach kurzem Schlaf erwachte, hörte ich Ashvilles Stimme: „Ein Schiff! Ein Schiff!“

Eine Viertelstunde später stand der Dampfer neben unserem Wrack und ließ eine Treppe herunter, auf der wir nacheinander hochgetragen wurden. Ins herrliche, wiedergefundene Leben.

*

Ich stand neben Mercedes auf der Terrasse des „Key-West-Hotels“, als Ashville an uns herantrat und mir wortlos eine Zeitung reichte. Erschüttert las ich die kurze Notiz: Die Jacht „Albany VII“ ist auf der Fahrt von Costarica nach den Vereinigten Staaten im Golf von Mexiko im Sturm mit der ganzen Besatzung untergegangen.

Befreit atmete Mercedes auf. Wir blickten uns an und wußten um unsere Zukunft. Ich küßte sie . . .

Wissenswertes Zahlen-Allerlei

Photographien zeigen, daß nach einem Blitz die Umgebung 1/2000 Sekunde erleuchtet bleibt.

*

Auch in England ist die Zahl der Eheschließungen im Steigen begriffen. Im ersten Viertel dieses Jahres sind 14 000 Ehen mehr geschlossen worden als im gleichen Zeitraum des Jahres 1933.

*

In Prag wurde dieser Tage eine Bettlerin verhaftet, die das Geständnis ablegte, daß sie ein Einkommen von nicht weniger als 1000 Mark monatlich durch ihre Bettelei erziele.

*

Die Ankerkette des großen englischen Kriegsschiffes „Hood“ ist eine der längsten und kräftigsten der Welt. Sie besteht aus 1627 riesigen Gliedern und hat eine Gesamtlänge von 572 Metern. Jedes Glied ist also ein Drittel Meter lang und die Länge der Kette beträgt fast das Doppelte der Höhe des Eiffelturms.

*

In der vergangenen Jahren sind wiederholt Erfindungen gemacht worden, um Regen zu erzeugen, wenn er not tat. Ein gewisser Hatfield hat von den Landleuten in Alberta 5000 Dollars bekommen für seine Idee, durch Flugzeuge elektrisch geladenen Sand über die Wolken ausstreuen zu lassen, um sie auf diese Weise zur Entladung zu bringen. Jetzt behauptet aber der amerikanische Wettersachverständige Dr. Humphreys, daß es nur eine sichere Möglichkeit gäbe, Regen hervorzurufen, und zwar bestände dieses Mittel darin, riesige Feuersbrünste zu entfachen. Da aber die Kosten eines solchen Feuers, das groß genug wäre, die Dürre zu besiegen, viel zu hoch sein würden, ist auch diese Idee unverwertbar.

*

Der Butylalkohol wird von einer Mikrobe, dem Bazillus butulius produziert, ist aber auch auf chemischem Wege herstellbar, nur mit dem Unterschiede, daß der erwähnte Bazillus den Butylalkohol bei gewöhnlicher Stubentemperatur und gewöhnlichem Luftdruck produziert, während der Chemiker den Stoff nur bei 500 Grad Wärme und 200 Atmosphären Druck herstellen kann. Wenn man bedenkt, eine wie ungeheure Hitze erforderlich ist, um 500 Grad zu erzeugen und welch ein ungeheurer Druck 200 Atmophären sind, so bekommt man eine Vorstellung, wie weit überlegen die Natur der Technik und dem Menschen ist.

*

Bekanntlich werden weitgehend stickstoffhaltige Stoffe als Kunstdünger benutzt, von denen ein großer Teil auf elektrischem Wege aus der Luft gewonnen wird, die etwa 80 Prozent Stickstoff enthält. Das Verfahren ist jedoch selbst dort, wo natürliche Elektrizität zur Verfügung steht, noch verhältnismäßig teuer; deshalb ist es interessant, daß bei Gewittern der Regen mit Stickstoff gesättigt wird, so daß, wie berechnet wurde, in jedem Jahre dem Boden 100 Milliarden Kilo gebundener Stickstoff durch die Tätigkeit des Blitzes zugeführt werden.

*

Fröhliche Ecke

Kein Irrtum möglich

„Sie sind also ganz sicher, daß es der Angeklagte war, der Ihnen an jenem dunklen Abend die Ohrfeigen gab?“

„Ja, Herr Richter — ganz klar bin ich mir ja nicht darüber, ob es dieser Mann war — aber daß ich die Ohrfeigen bekommen habe, das weiß ich bestimmt!“

*

Mit Recht empört

Fremder (zum Diener, der ihn durch ein altes Schloß führt): „Das ist ja ein ganz herrliches Bild! Gewiß ein alter Meister?“

Diener: „Erlauben Sie mal! Das ist der Ahnherr!“

*

Ein komisches Tier

„Aber unser Lehrer ist dumm, der weiß noch nicht mal, wie ein Löwe aussieht.“

„Das kann ich aber nicht glauben, mein Junge.“

„Doch — ich habe heute einen Löwen gemalt, und da hat er gefragt, was das sein soll.“

*

Liegen gelassen.

„Wo ist das Ei, das du holen solltest?“

„Das habe ich liegen lassen!“

„Auf dem Ladentisch, vergeßliches Mädchen?“

„Nein; es ist mir unterwegs hingefallen!“